

- [Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung \(Pfarrer Hartmut Press, Hallstadt\)](#)
- [Ein Fest für Claudia \(Roland Gertz, Pfarrer und Kommunikationswirt, Universität Erlangen-Nürnberg\)](#)
- [Was kommt danach? \(Dr. Ulrich Schindler-Joppien, Pfarrer in Nürnberg\)](#)

Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung

Pfarrer Hartmut Press, Hallstadt

Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung bin ich zum Pfarrfest oder zum Priesterjubiläum eingeladen, ich bekomme einen Ehrenplatz und werde sehr herzlich begrüßt ineins mit der sonstigen »hochwürdigen Geistlichkeit«, wie es immer heisst. - Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung höre ich bei einer Taufanmeldung: »Für unser Oma ist das das Schlimmste, dass das En-kala evangelisch wird. Ob sie das zammbringt und bei der evangelischen Kern geht, das weiß man nicht.« - Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung erlebe ich, wie der katholische Kollege zu einem Weihnachts-singen in unsere Kirche kommt, obwohl keinerlei offizieller Anlass vorliegt, keine Verpflichtung, keine Einladung. Er kommt einfach so, Zeichen freundschaftlicher Verbundenheit, und solche Zeichen erlebe ich oft. - Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung höre ich bei einer nichtkirchlichen Versammlung die Begrüßung des mir sehr wohlge-sonnenen Veranstalters: »Wir begrüßen unseren Pfarrer, den Herrn Geistlichen Rat E., und wir begrüßen den Herrn Press von der evangelischen Gemeinde.«

Soweit ein paar erste Einfälle zum Thema, es geht nachher etwas geordneter zu. Zuvor noch zwei Bemerkungen:

1. Bei allem, was noch kommt, denken Sie bitte *nicht*, das sei ein Referat über den Stand der Hallstadter Dinge. Ich bin seit 18 Jahren tätig von Staffelbach, Unterhaid, Oberhaid, Dörfleins über Hallstadt, Kemmern, Breitengüßbach bis Zückshut. Ausserdem habe ich viele Kontakte mit Menschen aus anderen Gemeinden, mit Kollegen, evangelischen wie katholischen, aus der ganzen Region, und ich lese Zeitung. Also, nur ein Teil meiner Erfahrungen kommt aus dem nördlichen Landkreis Bamberg. Nicht zu vergessen, ich war fast fünf Jahre Vikar in Niederbayern, in Landau an der Isar.

2. Was mich schon immer bei dieser Thematik beschäftigt, ist folgende Tatsache: Fast keiner von uns kann etwas dafür, dass er katholisch bzw. evangelisch ist. Es gibt einige wenige Ausnahmen, wo jemand bewusst von einer in die andere Konfession übergetreten ist. Die meisten aber sind hineingeboren, hineingewachsen und sind dabei geblieben und haben sich das Evangelische bzw. das Katholische zu eigen gemacht. Wäre ich in einer katholischen Familie aufgewachsen, würde ich jetzt vielleicht zum Thema sprechen: »Als katholischer Pfarrer in evangelischer Umgebung.« Manchmal frage ich mich, wieweit das, was ich glaube und lebe, fremde Prägung ist, und wieweit es eigene Überzeugung ist. Hierher gehört die Beobachtung, dass es in der katholischen Kirche eine Reihe von Leuten gibt, die im Herzen evangelisch sind; und in der evangelischen Kirche sind Leute, die im Herzen katholisch sind. Zumindest haben die meisten ihre evangelischen bzw. katholischen Anteile, Gott-sei-Dank! Das sollte man auch ruhig zugeben. Bei manchem, was jetzt kommt, werden Sie meine katholischen Anteile wohl heraushören, vor allem im ersten Teil.

Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung erlebe ich, wie stark katholische Gemeinden in Traditionen und Volksbräuchen verwurzelt sind. Ein kleines persönliches Beispiel: Mit meinen Mundartsachen bin ich meist in katholischen Gemeinden zu Lesungen

eingeladen. Ich erlebe in meiner Umgebung, wie öffentliches Leben und Vereinsleben mit der katholischen Kirche verbunden sind. Soeben ist der neue Terminkalender des Hallstadter Sport- und Kulturringes erschienen. Bei etwa 80 Prozent der Veranstaltungen steht irgendwas von St. Kilian, Festgottesdienst, Weihe usw. Hier ergibt sich die selbstverständliche Gleichung

Kirche = katholisch = volksnah.

Das geht einher mit einer glänzenden Pädagogik, die es versteht, Menschen von kleinauf in das Leben der Kirche einzuwurzeln mit einer Vielzahl von Angeboten und manchen Geboten. Kirche = katholisch. Dabei ist mir in letzter Zeit bewusst geworden, dass ein Grossteil der Kirchengeschichte, vor allem der vorreformatorischen, katholisch »besetzt« ist. Dass z.B. die Heiligen zur Wolke der Zeugen in unserer gemeinsamen Geschichte gehören, das dämmert uns Evangelischen erst so langsam wieder.

Ich erlebe die katholische Kirche als volksnah und konkret in vielen Weihe- und Segenshandlungen. Gelegentlich darf ich mitwirken, meist als Redner, aber das Eigentliche, die Handlung, vollzieht der Kollege. In der Zeitung erscheint dann das entsprechende Foto. Ob und was einer dabei gesagt hat, ist uninteressant. (Die Frage an uns alle ist, ob wir immer alles »absegnen« müssen. Kritische Worte werden kaum gehört, manchmal hilft nur ein Fernbleiben als Anstoss zum Nachdenken, aber das ist ein weites Feld, deshalb nur in Klammern). Zurück zu »volksverbunden, traditionsbewusst« - man ist damit natürlich zum Teil auch festgelegt. Neue Wege zu gehen ist nicht so einfach. Hier sehe ich manchmal die Chance für eine kleine nicht so traditionsgebundene Minderheit, neue Formen für die Menschen zu entwickeln, die zu überlieferten Formen kaum mehr Zugang haben, und solche Leute gibt es immer mehr.

Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung bekomme ich vor Augen geführt, dass katholische Gemeinden Teile einer Weltkirche sind. Ich denke nicht in erster Linie an Enzykliken aus Rom, sondern an häufige Gäste aus Südamerika, Afrika und Indien sowie an viele Aktionen zur Hilfe für Glaubensgeschwister über die Grenzen hinweg. Ich denke auch daran, wie ein Inder oder ein Afrikaner in irgendeinem Dorf Urlaubvertretung machen. Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung erlebe ich viele selbstbewusste, aktive sogenannte Laien, die in den Gemeinden über kirchliche Vereine und Verbände engagiert mitarbeiten. Ob das ein Josefsverein ist oder die KAB oder ein Frauenbund oder der Sozialdienst katholischer Frauen, ich erlebe zahllose Aktivitäten im gemeinschaftsfördernden wie im karitativen Bereich. Die Laien arbeiten oft sehr selbstständig im Gegenüber zum Priester, der ja qua Amtes eine herausgehobene Stellung hat und der sicher letzten Endes das Sagen hat, aber die Laien wissen sich durchaus zu behaupten und ein Eigenleben zu entfalten. Hier fällt mir etwas auf, und ich werde das »a weng« überspitzt und salopp formulieren. Wir Evangelischen reden oft vom Priestertum aller Gläubigen und vom mündigen Christen, - und dann erlebe ich bei uns nicht selten Gemeinden, die sehr pfarrerzentriert sind. Taugt er was, tut sich viel; taugt er wenig, läuft auch wenig. Ich erlebe katholische Gemeinden, wo die Hierarchie »Priester - Laie« klar ist, aber da ist die Gemeinde keineswegs pfarrerzentriert. Taugt er wenig, tut sich nämlich trotzdem was, im Gemeindeleben und im Gottesdienst. Dass Kirche viel mehr ist als ein Pfarrer oder zufällige örtliche Verhältnisse, das habe ich in katholischer Umgebung sehr deutlich und sehr positiv erlebt. Das wirkt sich auch auf das Selbstverständnis und die psychische Verfassung der Kollegen aus. Wir evangelischen Pfarrer, die wir zwar die Rechtfertigung predigen, Annahme durch Gott, ohne Leistung bringen zu müssen, wir meinen oft, uns durch Leistung rechtfertigen zu müssen. Katholische Kollegen habe ich da viel gelassener erlebt. Natürlich müssen die auch sehr viel arbeiten, aber das ist es nicht, was sie rechtfertigt. Das Kirchenbewusstsein, das Beauftragt- und Getragensein von einem grösseren Ganzen gibt Gelassenheit.

Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung erlebe ich das zeichenhaft bei gemeinsamen Festgottesdiensten oder bei Beerdigungen. Das Mitmachen der Gemeinde im

Gottesdienst, das gemeinsame Vaterunser oder Glaubensbekenntnis ist eine Wucht, ist eine Macht, die einen mitnimmt und trägt. Das ist ein grosser Unterschied zu dem dumpfen, zaghaften Gebrabbel, das ich in manchen unserer Gottesdienste höre.

Und doch muss es solchen Ausdruck des Glaubens auch geben, es muss Raum dafür sein, Raum für das Zaghafte Nachdenkliche, Fragende, Unsichere, Raum zum Zweifeln und Suchen nach eigenen Wegen. Sie merken schon, ich bin beim Übergang vom ersten zum zweiten Teil mit manchen Anfragen.

Kirchenbewusstsein, Stärke, Selbstbewusstsein *können* dazu verleiten, Minderheiten zu wenig wahr- und ernst-zu-neh-men, auf deren Empfindungen, vielleicht auch Empfindlichkeiten nicht entsprechend sensibel zu reagieren. Aus den Amtsblättern, der Presse oder auch durch Einladungen erfahre ich vom 50. Jubiläum eines Vereins, und da steht: Der Gottesdienst findet in der Kirche statt, gemeint ist selbstverständlich die katholische Kirche. Dass es am selben Ort auch eine evangelische Kirche gibt, dass dieser Verein möglicherweise 10 bis 20 Prozent evangelische Mitglieder hat, ist nicht im Blick. Das ist kein böser Wille, keine bewusste Ausgrenzung, zum Festkommers ist der evangelische Pfarrer schon eingeladen, aber wie gesagt, Kirche gibt es nur eine.

Bei seinem Abschied vor sieben Jahren hat mir Dekan Seiss die Ehre angetan, bei einem Presseinterview zur Gefühlslage der Protestanten ein Mundartgedicht von mir zu zitieren:

Dolleranz in Bamberch

»Für mich is a jeder wos wert«, secht mer aner,

»und die Brodesdandn sän aa Menschn.«

»Dankschö«, soch ich als Brodesdand,

»bis edst hom mir des gor ned gewissd.«

Manchmal erlebe ich Sachen, die treffen mich schon. Der Ton liegt auf »manchmal«, denn ich erlebe viel Herzlichkeit, Wertschätzung und Aufgeschlossenheit. Also, manchmal erlebe ich Sachen, die treffen mich schon. Am Rande einer Veranstaltung, wo der katholische Kollege und ich gemeinsam auftreten, sagt jemand bei der privaten Begrüssung sehr betont »Grüss Gott, Herr Pfarrer« zu ihm, »Grüss Gott, Herr Press« zu mir. Bin ich etwa bloss überempfindlich oder steckt mehr dahinter? Und im Ohr hat man natürlich viele Geschichten aus der Nachkriegszeit, als die ersten Evangelischen hierherkamen, Geschichten von Demütigungen und Verletzungen (vieles ist Gottsei-Dank überwunden!), Familien- und Ehe tragödien, weil er oder sie »an Evangelischn/a Evangelischa gebrocht hot«. Aber so ganz ausgestanden ist es immer noch nicht, wie die Geschichte von der Grossmutter und der Taufe des Enkels gezeigt hat. Und diese Oma ist ja keine bösertige alte Frau, sondern die leidet echt, die sieht Evangelischsein als eine Gefahr für das Seelenheil ihres Enkels. Wo hat sie das gelernt?

Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung lässt es mich persönlich nicht kalt, wenn eine Trauung mit einem evangelischen Ehepartner aus katholischer Sicht als Ehehindernis gilt, wenn »meine« Feier des Hl. Abendmahls als nicht wirk- und heilsam angesehen wird, wenn ich zwar als »Vertreter der Kirche des Worts« tituliert werde, aber für das Eigentliche, das Wesentliche bin ich nicht zuständig. In Gesprächen darüber wird mir gesagt: »Sie dürfen das nicht persönlich nehmen, wir schätzen und mögen Sie menschlich sehr, wir sind freundschaftlich verbunden, aber das andere sind sachliche, theologische Fragen zum Amtsverständnis, zum Wesen der Kirche, da muss man um der Wahrheit willen deutliche Aussagen machen.« Und irgendwie läuft es dann darauf hinaus, dass diese Wahrheit, die göttliche Wahrheit, aus Rom kommt.

Das Persönliche und das Theologische cool auseinanderzuhalten, damit habe ich grosse Probleme. Ich verstehe zwar schon, wie das gemeint ist und was alles dahintersteckt und dass diese Dinge nicht persönlich gemeint sind, aber ich bin schliesslich mit meiner ganzen Existenz in diesem Pfarrerberuf, ich bin zum Dienst Jesu Christi ordiniert worden, ich tue in aller menschlichen Unzulänglichkeit diesen Dienst nach bestem Wissen und Gewissen. Und

nun erfahre ich, dass ich den Menschen angeblich Wesentliches schuldig bleibe, ja schuldig bleiben muss, weil ich nicht zu einer bestimmten Form von Kirche gehöre. Das betrifft mich auch persönlich. Ich setze mich damit auseinander. Ich nehme die Anfragen von katholischer Seite ernst, aber sie sind nicht der Massstab für mein Selbstverständnis.

»Ich glaube an die eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen«, und die ist grösser und tiefer als die katholische und die evangelische Kirche. Und diese eine Kirche erlebe ich vor allem, Gott-sei-Dank, als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung. Ich erlebe dabei katholische Kollegen und Gemeindeglieder, die durchaus nicht mit allem einverstanden sind, was in ihrer Kirche gelehrt und praktiziert wird. Ihre theologischen Erkenntnisse, ihre Vorstellungen von Seelsorge und Gemeindeaufbau, ihre Gewissensentscheidungen geraten manchmal in schmerzliche Konflikte mit dem, was aus Rom oder vom Domberg kommt, so wie es evangelischen Christen gelegentlich mit ihrer eigenen Kirche auch geht.

Wir können dankbar sein für das viele, das wir miteinander feiern und tun können. Wir brauchen einander für das gemeinsame Ringen um die Wahrheit, damit manches spezifisch Evangelische in der katholischen Kirche zum Tragen kommt und damit manches spezifisch Katholische in der evangelischen Kirche wirken kann.

Drei Sätze zum Schluss:

1. Als evangelischer Pfarrer in katholischer Umgebung habe ich erfahren, dass, je näher wir uns kommen, wir umso mehr entdecken, was uns verbindet und ich habe viele bereichernde Erlebnisse gehabt im religiösen, menschlichen und karitativ - sozialen Bereich, bis hin zu Begegnungen, wo ich spürte, dass wir ein Herz und eine Seele waren.
2. Ich habe erfahren, dass, je näher wir uns kommen, wir an einigen Stellen umso deutlicher entdecken, wie tief, wie schmerzlich manche Unterschiede immer noch sind, aber eben deshalb haben wir die spannende Aufgabe, miteinander auf dem Weg zu bleiben.
3. Vor Jahrzehnten war es eine utopische Vorstellung, dass der Erzbischof von Bamberg am Reformationstag (!) in der evangelischen (!) Stadtkirche von Bayreuth die Predigt halten könnte - inzwischen ist das geschehen -, und jetzt hegen evangelische und katholische Christen die utopische Vorstellung, dass der evangelische Regionalbischof von Bayreuth an Fronleichnam auf dem Domplatz in Bamberg das Hl. Abendmahl feiern könnte ...

Hartmut Press,

Pfarrer in Hallstadt

Referat, gehalten auf der ökumenischen Pfarrkonferenz in Bamberg.

[TOP](#)

Ein Fest für Claudia

Roland Gertz, Pfarrer und Kommunikationswirt, Universität Erlangen-Nürnberg

Kennen Sie Erika und Erwin? Und Claus und Claudia? Und Monika, Eddi, Frank und Franziska? Klar kennen Sie Erika, Erwin, Claus und Claudia und die vielen anderen. Sie kennen diese Menschen aus dem Weihnachtsgottesdienst, vom letzten Gemeindefest oder durch den Besuch am runden Geburtstag. Erika, Erwin, Claus und Claudia haben uns viele Jahre hindurch treu begleitet. Unauffällig, stets gegenwärtig und vor allem exakt beschreibbar. Ohne sie persönlich zu kennen, haben wir so mancher Monika und Franziska, so manchem Eddi und Frank die Hand geschüttelt oder ihnen ein freundliches »Grüss Gott« über die Strasse hinübergerufen. Doch seit einiger Zeit sind Erika, Erwin, Claus, Claudia und all die anderen einfach verschwunden. Wo sind sie nur geblieben? Ja, wo ist Erika, wo ist Erwin?

Kennen Sie die Gamblers, Pilots, Easy-Going, Guardians und Stabilizers? Wen, bitte? Ja, die

Gamblers, Pilots und die vielen anderen. Die einen kommen zum Gemeindefest, die anderen machen in der Schule auf sich aufmerksam und viele erscheinen im Gottesdienst am Heiligen Abend. All die Gamblers, Pilots und Guardians haben - wir müssen es nüchtern-kühl notieren - die Erikas, Erwins und Eddis ziemlich beiseite geschoben. Die alten Namen sind einfach out, die neuen verenglischten Bezeichnungen sind einfach in.

Im Zeichen des Euro, der Globalisierung und der vernetzten Internet-Kommunikation haben nach rund 25 Jahren die sogenannten Milieu-Studien, die mit den vertrauten Namen Erika, Erwin, Claus und Claudia so untrennbar verbunden waren, ernsthafte Konkurrenz bekommen. Seit kurzem ziehen die »Euro-Socio-Styles« über's Land: die Gamblers, Easy-Going, Stabilizers und zwölf andere Gruppierungen.

Und was haben die Gamblers und die Stabilizers und wie sie sonst noch heissen mögen mit unserer Kirche zu tun? Die Antwort lautet: Genausoviel wie die Erikas und Eddis, Claus' und Claudias. Ein Blick auf ein ganz normales Gemeindefest genügt: Was war da für einen Gambler dabei (Gambler = junge Ledige aus einfachen Kreisen, materielle Hedonisten)? Oder für die Stabilizers (»50jährige, die sich nach traditionellen Normen zurücksehnen«)? Oder - entsprechend der Vor-Euro-Socio-Styles-Zeit - für Erika (»Die aufgeschlossene Häusliche«, über 50 Jahre), für Claus und Claudia (»Die neue Familie«, ca. 30 bis 40 Jahre), für Eddi (»Der Coole«, unter 30 Jahre)?

In einem Öffentlichkeitsseminar der Abteilung Christliche Publizistik an der Universität Erlangen-Nürnberg hatten die Studierenden die Aufgabe, für jede der 15 »Euro-Socio-Styles« ein Angebot rund um ein Gemeindefest zu entwickeln. Ausserdem sollten die Werbeaktivitäten für das Angebot ebenfalls auf den jeweiligen Euro-Socio-Style zugeschnitten sein. Das Ergebnis war ebenso bunt wie anregend. So entwarfen die Studierenden für die Bonvivants (»Moderne Junge, angeberisch, materialistisch«) eine witzig-schrille Show mit Musik zum Abtanzen, Beginn um 23 Uhr. Zum Bewerben der Aktion schickten sie unter anderem ein Promotion-Team durch die Kneipen der Stadt. Für die Gruppe der Eldest (»Konservative Honoratioren, beklagen zuviel Individualismus«) schoben die Studierenden das übliche Gemeindefest kurzerhand zur Seite und organisierten stattdessen einen Vortrag mit Ex-Finanzminister Theo Waigel über »Christsein im vereinten Europa«, eingebettet in Musik eines Streichquartetts und anschliessendes kaltes Bufett. Für die Werbung gestalteten sie persönliche Einladungen auf feinem Büttenpapier.

»Jetzt ist mir klar, warum bei den normalen Gemeindefesten immer die gleichen Leute kommen und weshalb viele Leute trotz der ganzen Werbung nie auftauchen«. Dieser Kommentar einer Studentin am Ende der Seminarsitzung brachte die ganze Problematik auf den Punkt. Nur wenn die - sozio-demographisch gesehen - diffuse und undifferenzierte Menschenmenge »evangelische Gemeindeglieder in xy« aufgegliedert wird, lassen sich einzelne Teile dieser Menschenmenge gezielt ansprechen. Nur wenn die - durchaus nicht nur kirchentypische - wolkig-unverbindliche Absichtserklärung »Mit dieser Veranstaltung wollen wir alle Gemeindeglieder ansprechen« einer klareren Aufgabenstellung weicht, können allerlei Frusterlebnisse verhindert werden. So verspricht das Denken in Zielgruppen auch bei Kirchens durchaus Erfolg; eine Differenzierung in Erikas, Erwins, Claus' und Claudias bzw. Gamblers, Stabilizers etc. kann dabei gute Dienste leisten.

Aber wie komme ich nun zu meinen Zielgruppen? Wie erfahre ich, wer was will, wer was ablehnt, wer das tut und jenes lässt? Es genügt längst nicht mehr, einfach ein paar Daten - etwa Lebensalter, Ausbildung, Familienstand, Einkommen und Wohnort - zusammenzumixen. Stattdessen wüssten wir schon noch gerne - so die einschlägigen Wirtschaftsunternehmen - wer seine Wohnung wie einrichtet, wer welche Fernsehsendung wie häufig anschaut, wer welche Zeitschriften liest, wer was in seiner Freizeit macht und so fort. Eine der ersten grossen sogenannten Milieu-Studien in Deutschland entstand 1973 durch die Agentur Sinus. Diese »Milieu-Ansätze« brachten die - ja, richtig - Erikas, Erwins und Eddis hervor: insgesamt zwölf verschiedene (Ziel-)Gruppen.

Selbstverständlich wurde Monika (»Die Angepasste«, zwischen 20 und 30 Jahre, meist Hauptschulabschluss) ebenso ausführlich beschrieben wie etwa Frank und Franziska (»Die Arrivierten«, erfolgreiche und selbstbewusste Bildungsbürger).

Richtig im Trend liegen diese Milieu-Studien, die zwar regelmässig aktualisiert wurden, nun aber nicht mehr: Die Konkurrenz der »Euro-Socio-Styles« wird immer grösser. 1989 erstellten das Centre de Communication Avancé (CCA) aus Paris und die Nürnberger Gesellschaft für Konsumforschung GfK (die GfK misst bekanntlich auch die täglichen Fernsehschaltquoten) die ersten »Euro-Styles«. 1995 und 1998 wurden diese Socio-Styles aktualisiert und komplettiert. Auf der Grundlage von 48.000 Interviews aus 15 westeuropäischen Ländern definierten CCA und GfK 15 Lebensstile: von den Gamblers (mit 22,2 Prozent Bevölkerungsanteil in Deutschland übrigens führend) über die Pilots (»Dynamische 40jährige, wirtschaftlich und sozial engagiert«) bis zu den Easy-Going (»Junge Leute, auf der Suche nach Erfolg und Geld«).

Nun könnte alles so wunderbar in »Euro« sein. Doch ist das mit den Gamblers und Pilots noch längst nicht alles. Die Diskussion rund um Zielgruppen - vor allem in der Werbebranche - bringt immer neue Sondergruppen hervor. So warb erst kürzlich eine neue Fernsehzeitschrift mit dem Slogan »Jetzt bekommen die GOALies ihre eigene Programmzeitschrift«. Demzufolge ist am Ende der 90er Jahre eine neue Zielgruppe herangewachsen - die GOALies eben: G - wie Gebildet, O - wie Optimistisch, A - wie Aufgeschlossen und L - wie Leistungsorientiert. Goalies sind also der neue Treffer im grossen Spiel um die Zielgruppe. Zufrieden?

Haha, sagt da die Wirtschaftsforschung - wir können noch viel mehr bieten: Wie wär's denn beispielsweise mit den »Sleepers«, jene Käuferinnen und Käufer über 30 Jahre, die lieber Bewährtes statt Neues kaufen? Im Weihnachtsgeschäft rund um Platten und CDs greifen die Sleepers etwa am liebsten zu »Best of«-Veröffentlichungen etablierter Musikstars wie Bruce Springsteen oder John Lennon, statt Hör-Experimente irgendwelcher neuer Gruppen zu riskieren. Die Sleepers? Ach ja richtig, die Sleepers! Da fallen uns doch glatt viele Gottesdienstbesucherinnen und -besucher am Heiligen Abend ein und auf: Kommen die vielleicht am Ende zu einem erheblichen Teil aus den Reihen der Sleepers?

Fast täglich werden neue Zielgruppen definiert, beschrieben und voneinander abgegrenzt. Und immer dabei: ein hübscher - meist englischer - Name der entsprechenden Gruppe: von den »Empty Nesters« (Eltern, deren Kinder ausgezogen sind, 45 bis 60 Jahre) bis hin zu den »Silver Customers« oder den »Golden Oldies«, den über 50jährigen »Jungen (bis 70 Jahre), Mittleren (70 bis 74 Jahre) und Älteren Senioren (ab 75 Jahre)«. Nur die privaten Fernsehsendern - allen voran RTL und SAT.1 - scheinen ausser ihrer sogenannten werberelevanten Zielgruppe der 14- bis 49jährigen keine andere Zielgruppe richtig wahrzunehmen.

Die moderne Marktforschung mit all ihren Zielgruppen setzt jetzt aber noch einen drauf. Nicht nur, dass die gesamte Bevölkerung fein säuberlich in Zielgruppen, Milieus, Euro-Styles und dergleichen aufgeteilt ist. Den einzelnen Zielgruppen werden schliesslich noch fein säuberlich Kommunikationsziele zugeordnet. Dass diese Kommuni-ka-tionsziele in kognitive, affektive und konative Ziele aufgeteilt sind (also in Kopf, Herz und Hand), stiftet auf den ersten Blick noch zusätzliche Verwirrung. Und über allem thront ausserdem das Stichwort Marketingziel.

Beispiel gefällig? Also, ganz neu: Die Marke Bahlsen, bisher durch ihre krümmeligen Leibniz-Butterkekse und ihre kalorienreichen Knabbereien bekannt, will mit einem neuen Schoko-riegel den bisherigen Markt aus Mars, Snickers, Nuts, Lion etc. aufmischen und ihr neues Produkt (äh, wie heisst der neue Riegel gleich nochmal?) gewinnträchtig plazieren. Also setzt sich Bahlsen zunächst ein Marketingziel. Dieses Marketingziel ist operationa-lisierbar, d.h. überprüfbar. Es könnte so lauten: Im Jahr 1999 wollen wir mit unserem Produkt in der Sparte Schokoriegel einen Marktanteil von - sagen wir einfach mal - mindestens fünf

Prozent erreichen. Erfolg oder Misserfolg dieses Marketingziels lässt sich leicht feststellen: beträgt der Marktanteil 1999 wirklich fünf Prozent oder mehr, ist das Ziel erreicht; unter fünf Prozent ist das Ziel dagegen nicht erreicht.

Um das selbstgesteckte Marketingziel zu erreichen, überlegen sich die Verantwortlichen: Wen wollen wir mit unserem neuen Riegel vorrangig ansprechen? Vielleicht in erster Linie die Go-Ahead-Fellows (»Ehrgeizige Junge, tolerant, verrückt, erfolgsorientiert«) aus den Euro-Styles?

Logisch, dass die Riegel-Werbung für die Go-Ahead-Fellows ganz anders aussehen muss, als wenn die Hauptzielgruppe - mit weitaus geringeren Erfolgsaussichten - etwa die Gruppe der Eldest wäre. Nun der nächste Schritt: Welche Kommunikationsziele verbinde ich mit meiner favorisierten Zielgruppe? Kognitiv: es soll in die Köpfe rein, dass es einen neuen Schokoriegel gibt. Affektiv: bei den potentiellen Käuferinnen und Käufern soll sich das Gefühl einstellen, dass der neue Riegel viel cooler, viel mehr »trendy« ist, als alle anderen bisherigen Riegel. Konativ: die Zielgruppe soll den neuen Schokoriegel testen und ihn dann möglichst immer wieder kaufen.

Soweit dieses Beispiel aus der Süß- und Salzwarenbranche. Doch was haben klebrige Riegel und bunte Chipstüten mit der Kirche und der täglichen Gemeindegemeinschaft zu tun? Die Antwort ist einfach und zugegebenermaßen ein bisschen provokativ: Wir ersetzen den neuen Schokoriegel der Keksbäcker aus Hannover einfach durch ein aktuelles, noch nicht erhältliches Produkt einer beliebigen evangelischen Gemeinde in Bayern. Wie wäre es etwa mit einer Jahreswende-Silvester-Neujahrfeier am 31. Dezember 1999 / 1. Januar 2000? Und schon stehen wir vor denselben Fragen: Welches Marketingziel verfolgen wir? Bitte, nicht im Stil »es soll halt irgendwie schön werden« formulieren; denn wie soll dieses Marketingziel operationalisiert, also überprüft werden?

Und dann schauen wir uns die Zielgruppe(n) an. Bitte, nicht nach dem Motto: »wir machen ein Fest für alle Gemeindeglieder« entscheiden, denn »alle Gemeindeglieder« ist nun einmal keine besonders klar umrissene Zielgruppe. Eine Jahreswende-Silvester-Neujahrfeier für Stabilizers (das sind bekanntlich die etwa 50jährigen, die sich nach traditionellen Normen zurücksehen) wäre zweifellos anders zu planen als ein entsprechendes Fest für die Gamblers. Und schliesslich wären noch die Kommunikationsziele zu formulieren: also was soll die Zielgruppe(n) wissen (kognitiv), fühlen (affektiv) und tun (konativ)?

Meine Güte: so viele Fragen. Muss das alles sein? Muss nicht - aber es könnte helfen, die eine oder andere Enttäuschung und so manchen Frust zu ersparen. Viele Fragen - doch wer gibt die Antwort? In der Wirtschaft kümmern sich ganze Abteilungen darum, auf all die vielen Fragen im Bereich Marketing, Kommunikationsziele und Zielgruppen passende Antworten zu finden. Tausende von grossen und kleinen Werbeagenturen leben davon und verdienen gutes Geld damit, kluge Fragen und noch klügere Antworten zu suchen und zu finden. Es gibt kein Allheilmittel für erfolgreiche Werbestrategien, egal ob bei Schokoriegeln oder einem kirchlichen Fest »Willkommen - Jahr 2000«. Aber immerhin: Nachdenken, Nachfragen, Nachbohren lohnt sich und eröffnet durchaus neue Blickwinkel - nicht nur bei den Studierenden im geschilderten Öffentlichkeitsseminar an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Wem jetzt vor lauter Erikas, Goalies, Silver Customers und Gamblers der Kopf schwirrt und wer bei der fein säuberlichen Aufspaltung in Zielgruppen, Euro-Styles und Milieus, bei den ganzen Marketingzielen und Kommunikationszielen und dem englisch-deutschen Fachkauderwelsch nur noch »railway-station« (pardon: Bahnhof) versteht, für diejenigen hat die moderne Marktforschung auch noch eine wahrhaft tröstliche Botschaft parat. Ein ganz neuer Trend in der Kommunikationswissenschaft sagt nämlich: Die gesamte Diskussion rund um die grossen Zielgruppen hat sich bald überlebt. Das jedenfalls prophezeit Guido Modenbach, Geschäftsführer der Agentur Media Consult in Frankfurt. »Standardzielgruppen, gleich welcher Art sind überholt, egal wie man sie nun einmal definiert«, so Modenbach

kürzlich im Fachblatt »werben & verkaufen«. Seine (vereinfacht formulierte) Begründung: Durch die immer stärkere Ausdifferenzierung und Individualisierung der Gesellschaft, lassen sich die Menschen nicht mehr in grosse Zielgruppen zusammenfassen und demnach auch nicht mehr als solche erreichen.

Wenn diese Prognose wahr wird, hätten sich auch in der Marktforschung - und nicht nur wie so oft in der Kirche - am Ende gewissermassen wieder einmal die Preservers (»Zurückhaltende Traditionalisten, enthaltsam, anti-europäisch«) beziehungsweise unser Freund Erwin (»Der Bodenständige«, über 50 Jahre) durchgesetzt mitsam ihrem berühmten Drei-Satz-Leitspruch »Da machen wir erst einmal gar nichts. Dann warten wir einfach ab. Und am Ende schauen wir, was dabei 'rauskommt.«

Roland Gertz

Pfarrer und Kommunikationswirt

Abteilung Christliche Publizistik

Universität Erlangen-Nürnberg

[TOP](#)

Was kommt danach?

Dr. Ulrich Schindler-Joppien, Pfarrer in Nürnberg

»... etwas Ganzheitliches, das Arbeit und Freizeit, Beruf und Familie nicht trennt. Pfarramt als verbindliche Lebensform.« So charakterisierte ein älterer Kollege das Pfarrerbild, mit dem er vor Jahrzehnten seinen Dienst angetreten und das er mit seiner Frau angenommen und verinnerlicht hat. Sein Urteil über den aktuellen Stellenwert dieses Bildes für Kirchenleitung und Pfarrerschaft: »Da fühle ich mich heute zuweilen verraten von meiner Kirche. ... Die alte Ideologie vom geistlichen Amt ist passé. Wahrscheinlich ist das so in Ordnung. Kommt jetzt die neue Ideologie vom Ehrenamt? Die »Eierlegende Woll-Milch-Sau« der Kirche? 35 Jahre im Dienst dieser Kirche, und ich weiss nicht mehr genau, wozu die Kirche Pfarrer braucht und wer ich für diese Kirche bin.«

Ratlosigkeit über die Entwicklung des Pfarrerberufs. Der Kollege hat sie beim »Kirchberger Gespräch« Anfang Januar geäussert, einem Familienkonvent von Nürnberger Pfarrern/innen. Sein Urteil wirft ein Licht auf Veränderungen der beruflichen Einstellung und aktuelle Diskussionen zur Strukturreform von Kirche, Pfarramt und Personalführung. Ich will im Folgenden einige Gedanken zur Analyse dieser Entwicklungen formulieren, theologische Kriterien zu ihrer Beurteilung darstellen und drei Korrekturvorschläge zu bereits angeregten Reformen machen. Zuvor gebe ich noch zwei weitere Schlaglichter, die kürzlich auf die Situation von Pfarrern/innen in Bayern geworfen wurden.

Schlaglichter

Prackenfels bei Altdorf, eine Tagung von Theologen/innen Mitte Januar:

Pfarrer/innen, die zum Schülerkreis von Prof. Dr. Mildenerger gehören, setzen sich mit neuen Entwicklungen in Kirche und Pfarramt auseinander: betriebswirtschaftlichen Sprachmustern und dem Einfluss finanzieller Kriterien, der Hervorhebung der Personalführung und dem »Evangelischen München-Programm.« Es werden starke Vorbehalte gegen die Ökonomisierung der Kirche geäussert. Der Hauptreferent, Dr. Kristlieb Adloff, widerspricht unter Berufung auf den 2. Korintherbrief der »Angebots- und Kundenorientierung« kirchlichen Handelns. Grosse Bedenken gibt es gegen die Verbindung von Dienstaufsicht und Beratung, wie sie mit den »Jahresgesprächen« zwischen Pfarrer/in und Dekan/in geübt werden soll. Das bisher auf die Gemeinden ausgerichtete Modell der evangelischen Kirche werde immer »katholischer«: die Ortskirche von der »mittleren Ebene« her verstanden, die Macht dieser »Diözese« gegenüber der Gemeinde gestärkt, junge

Theologen mit Sonderaufträgen als »Kapläne« eingesetzt.

Nürnberg,

Dekanatssynode Ende Januar:

Thema ist das Dekanatsentwicklungs-projekt »Evangelisch in Nürnberg«. Dekan Dr. Friedrich trägt mit seinem Jahresbericht Thesen zum Stand und Fortgang des Programms vor. In Gruppen diskutieren die Synodalen darüber. Die grössten Sorgen haben auch die Nicht-Pfarrer vor weiteren zusätzlichen Arbeitsbelastungen und vor einer Stärkung der »mittleren Ebene« zu Lasten der Einzelgemeinden. Dass freilich »Kirche in der Stadt« ein Thema für alle ist und kirchliches Leben nicht nur in den Parochien stattfindet, wird allgemein angenommen und vorausgesetzt.

Analysen

Zwei parallele Entwicklungen vollziehen sich gegenwärtig in unserer Kirche und beeinflussen vor allem Gestalt und Charakter des Pfarramtes. Die eine möchte ich in Ermangelung eines besseren Ausdrucks »Ver-Arbeit-ung« kirchlichen Lebens« nennen. Die andere besteht in einem - jedenfalls vorsichtig intendierten -Wandel der Leitungsstruktur von einer Beamten-zur Unternehmenshierarchie.

Kirchliches Leben wird in den letzten Jahren immer mehr unter dem Gesichtspunkt der »Arbeit« betrachtet. »Konfirmandenarbeit«, »Arbeit mit jungen Familien«, »Hauskreisarbeit«: Hinter solchen Bezeichnungen steht nicht nur die fortschreitende Differenzierung der »Arbeitsfelder«, sondern vor allem die Wahrnehmung der Kirche unter der Perspektive des Angebots:1 Damit verbunden ist der Anspruch, für jeden Bereich ein klares Konzept zu entwickeln, »professionell« zu agieren. Die Bezeichnungen richten den Blick auf die Anbieter, die »hauptberuflich« oder »ehrenamtlich« tätigen, die kirchlichen »Mit-Arbeiter«. Grundsätzlich kann jeder Dienst eines/r Pfarrers/in auch von anderen Mitarbeitern/innen ausgeübt werden. Ob in der Klinikseelsorge, im Konfirmandenunterricht oder in Gottes--dienstteams: überall arbeiten Nicht-Theo-logen bezahlt oder auch unbezahlt mit. Kein Wunder, dass die Frage aufkommt: »Wozu braucht man eigentlich noch Pfarrer?«2 Jene Begrifflichkeit deckt etwas auf: Bei den Diensten eines/r Pfarrers/in handelt es sich um ehrliche, harte Arbeit. Mit der Differenzierung der Nachfrage sind die Ansprüche gewachsen. Es braucht Intelligenz, Phantasie und Kraft, sowohl das Ganze einer Gemeinde im Blick zu haben als auch auf einzelnen Feldern kompetent und zielbewusst zu handeln. Die Rede von kirchlicher »Arbeit« verschleiert aber auch etwas: Wie das Leben eines einzelnen Menschen nicht nur »Arbeit« sein kann und darf, so auch das einer Gemeinde. Gruppen finden sich neu zusammen oder »sterben«. Eine (Kern-)Gemeinde kann miteinander trauern, Feste feiern oder auch Asyl gewähren. Kirchliches Leben ist immer mehr, als man in Konzepte fassen und als Aktionsplan verwirklichen kann. Dass Gott die Zeit bestimmt, und dass lebendige Menschen Zeit nicht nur gestalten, sondern auch erfahren, setzt allen Programmen kirchlicher »Arbeit« eine Grenze.

Verständlicherweise denkt die Kirchenleitung über Konzepte zur Begleitung von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern/innen nach. Unter dem Aspekt kirchlicher »Arbeit« betrachtet, ist sie dafür zuständig. Die Landessynode hat sinnvolle »Leitlinien für den Dienst, die Begleitung und Fortbildung Ehrenamtlicher« aufgestellt.3 Nicht nur OKR Pesch-ke ist dabei, ein Konzept für regelmässige Gespräche zwischen Pfarrern/innen und ihrem/r Dekan/in zu entwickeln.4 Solche Gespräche geben Men-schen in einer leitenden Position einen Blick für die unterschiedliche Wirklichkeit in Gemeinden und Sonderdiensten und helfen ihnen, den Dienst des »episkopein« auszuüben.5 Sie können aber auch die Motivation der Pfarrer/innen und die Förderung ihrer Kom-petenz unterstützen, insbesondere derjenigen zur theologischen Wahrnehmung und Leitung ihrer Gemeinde bzw. ihres Dienstbereichs.6 Eine verstärkte Begleitung der einzelnen Mitarbeiter/innen ist in unserer Zeit gerade deswegen angebracht, weil mit der Beschleunigung von Lebensvorgängen, mit Reizüberflutung und

erhöhten Erwartungen an Professionalität die individuelle Urteilkraft besonders gefordert ist. Solche Begleitung kann neben anderen Faktoren auch dazu beitragen, dass sich das Bild von einer Beamtenkirche langsam wandelt, wie es die Leitung lutherischer Kirchen seit dem reformatorischen Bündnis mit den Landesfürsten über Jahrhunderte bietet.

Ob das Bild von einem »Unternehmen Kirche« angemessener ist, wird von vielen bezweifelt.⁷ Es verwundert jedenfalls nicht, dass Sorgen vor einer verstärkten Hierarchisierung der Kirche auf-kommen. Die Vorgesetzten in der Beamtenkirche wurden hauptsächlich im Konfliktfall aktiv. Sie waren in der Regel weit weg und hatten eher rigide Handlungsmöglichkeiten wie Versetzung oder Einleitung eines Amtszuchtverfahrens. Jetzt soll es einen rationalen »Personaleinsatzplan« geben, ein »Integriertes Personalentwicklungskonzept«, die »Gemeinsame Erarbeitung von Stärken und Schwächen« bei vermehrten Beurteilungsgesprächen.⁸ Der/die Vorgesetzte rückt näher. Wer jahrzehntelang »sein eigener Bischof« war, wird da mit Abwehr reagieren. Aber auch grundsätzlich ist es möglich, dass mit der intensiveren Begleitung der Pfarrer/innen die Machtstellung der Dekane/innen auf deren Kosten ausgebaut wird. Das Dekanat wird dann zur entscheidenden Handlungsebene, zur Diözese.⁹

Kriterien

Das Amt der Kommunikation des Evangeliums ist auf die Gemeinde bezogen; darauf dass deren Glaube an Jesus Christus geweckt, gestärkt und gestaltet wird. An diesem theologischen Grundsatz ist für mich die Differenzierung und Hervorhebung kirchlicher »Arbeit« ebenso zu messen wie Bestrebungen, die kirchliche Personalführung zu verstärken. Kein geistliches Amt ohne den Bezug zur kritisch und konstruktiv wahrnehmenden Gemeinde.

Dabei verstehe ich das Amt nicht von dem/der jeweiligen Träger/in und seiner/ihrer Beauftragung her, sondern von dem lebendigen Geschehen, dass in Wort und Sakrament das Evangelium be-zeugt wird.¹⁰ Damit kann von vornherein jede/r Christ/in an diesem Amt Anteil haben. Es ist dafür gleichgültig, ob eine/r ehrenamtlich oder hauptberuflich, als ordinierte Pfarrerin oder als Sozialpädagogin tätig wird. Dem geistlichen Amt, der Kommunikation des Evangeliums sind auch alle Berufsgruppen zuzuordnen, die für die Kirche arbeiten.¹¹ Die vier traditionellen Bereiche kirchlichen Lebens - Mission und Diakonie, Gemeinschaft und Feier - entfalten sich von Wort und Sakrament her. So gibt es ein gegliedertes Amt, aber keine theologische Rechtfertigung für eine hierarchische Ordnung.¹² Die besonderen Aufgaben des/der Pfarrers/in dienen der geistlichen Leitung der Gemeinde: Verantwortung für die Gottesdienste, theologische Wahrnehmung der speziellen Situation der Gesamtgemeinde, ihrer Gruppen und Mitglieder, Einbringen biblisch-theologischer Argumente in Entscheidungsprozesse, seelsorgerliche Begleitung von einzelnen und Familien...¹³ Die Vielfalt dieser Aufgaben und ihre Verbindung mit der eigenen Person erfordern eigentlich einen Menschen, der nicht nur »arbeitet«, sondern theologische Musse hat und seelsorgerlich verfügbar ist. Wie können wir wieder mehr dahin gelangen, dass als »gute/r Pfarrer/in« jemand gilt, der/die »Zeit hat«?

»Gemeinde« auf der anderen Seite ist heutzutage weder identisch mit dem parochialen Wohnbezirk noch mit der allsonntäglichen Versammlung zum agendarischen Gottesdienst. Beide Verständnisse wären doch sehr von einer pfarrherrlichen Perspektive bestimmt. Sowohl die Mobilität der Menschen ist in Rechnung zu stellen als auch - gerade in Städten - ihre Vorliebe für bestimmte Ausdrucks- und Gestaltungsformen des Glaubens. »Gemeinde« ist für mich - dem oben entwickelten Begriff vom »Amt« entsprechend - überall dort, wo sich eine Gemeinschaft um das Evangelium bildet und davon angesprochen oder zum Handeln angeregt wird. Das kann die Hausgemeinde einer diakonischen Einrichtung sein, der Meditationskreis eines Beauftragten für Spiritualität, die Mischung aus Touristen und Einheimischen im Sonntagsgottesdienst einer Citykirche.

Die lebendige Beziehung von Amt und Gemeinde ist der Ausbildung kirchlicher Strukturen immer voraus. Manchmal entzieht sie sich einer solchen. Aber sie stellt m.E. das wichtigste theologische Kriterium für deren Gestaltung dar. Strukturen können auf dieser Grundlage nur entwickelt werden, wenn und soweit eine verfasste Gestalt von Amt *und* Gemeinde besteht. Kein Problem ist das bei den Ortsgemeinden, schwierig dagegen bei solchen mit hoher Fluktuation, z.B. in der Klinikseelsorge.

Zur Verfassung des Amtes will ich noch einmal festhalten: Es gibt in reformatorischen Kirchen keine Rechtfertigung für eine hierarchische Ordnung.¹⁴ Ein Dekanat darf also keine über-Gemeinde werden, auch wenn es selbst Züge einer Gemeinde tragen kann. Der für die Gemeinschaft aller Gemeinden notwendige Dienst des »episkopein« bezieht sich nicht nur auf Amtsträger/innen als Person, sondern auf Amt *und* Gemeinde in ihrer gegenseitigen Bezogenheit. In der von Luther und Melanchthon aufgenommenen alten Tradition wird er vor allem durch Visitationen geübt. Im übrigen hat, jedenfalls nach der frühen Auffassung Luthers »... eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht ..., alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen.«¹⁵

Vorschläge

1. Beurteilung von Pfarrern im Rahmen einer Visitation unter Beteiligung der Gemeinde

Die Begleitung von Pfarrern/innen durch »Jahresgespräche« mit dem/der jeweiligen Dekan/in entspricht der aktuellen Situation, wie ich sie oben analysiert habe. Ich selbst habe ein solches Gespräch im vorigen Jahr auch als Hilfe zur persönlichen Klärung und zur Orientierung in der Gemeindegemeinschaft erlebt.

Bei den »Standortgesprächen« erscheint mir Vieles sinnvoll, was OKR Peschke in seinem Konzept vorgeschlagen hat: die Orientierung auf »Stärken und Schwächen« statt einer Notengebung und auf eine gemeinsame Wahrnehmung der Gesprächspartner; auch der gegenüber dem früheren Beurteilungsverfahren verkürzte Turnus.¹⁶

Aufgrund meiner theologischen Kriterien würde ich mir allerdings sehr wünschen, dass die Gemeinden daran beteiligt werden. Zum einen würden sie dabei mit ihrer oben grundsätzlich begründeten Kompetenz ernstgenommen. Zum anderen würde ein rein hierarchisch ausgerichtetes Verfahren vermieden. Die Vorgesetztenfunktion des/der Dekans/in wäre relativiert. Es würde ein Kontakt zwischen ihm/ihr und dem Kirchenvorstand wieder aufgenommen, der beim Stellenbesetzungsverfahren entstanden ist. Schliesslich stellt er/sie dann andererseits ein Korrektiv dar gegenüber der sehr unterschiedlichen Zusammensetzung und realen Kompetenz von Kirchenvorständen. Der/die Pfarrer/in würde am konkreten Ort seines/ihrer Dienstes wahrgenommen.

Für solche Dreier-Standortgespräche müsste ein Verfahren noch entwickelt werden. Es könnte beginnen mit einem Gespräch im Kirchenvorstand über die Arbeitsschwerpunkte des/der Pfarrers/in. Elemente einer Visitation könnten sich anschliessen, z.B. Besuche in einer Gemeindegruppe oder im Gottesdienst.¹⁷ Am Ende könnten ein oder zwei Vertreter/innen der Gemeinde zusammen mit Dekan/in und Pfarrer/in eine verbale Beurteilung verfassen. Das übliche Dienstzeugnis-Gespräch für Vikare/innen könnte dafür als Modell dienen.¹⁸

2. Trennung von Dekansfunktion und Pfarramtsführung

Soll die vorrangige Funktion von Dekanen/innen künftig in der Personalbegleitung liegen, und gleichzeitig eine Hierarchisierung der Kirche vermieden werden, dann halte ich es für nötig, sie von der Pfarramtsführung in ihrer Einsatzgemeinde zu befreien. Es ist für sie schwierig genug, die Begleitung der Kollegen/innen und die Vorgesetztenfunktion miteinander zu vereinbaren.¹⁹ Persönliche Entlastung ist der eine wichtige Grund für diesen Vorschlag.²⁰

Der andere liegt in Struktur und Machtverteilung: In vielen Dekanaten hat sich ein Diözesen-ähnliches Modell der Ortskirche eingebürgert: Der/die Dekan/in gilt als eine Art Oberpfarrer/in, die Kollegen/innen als so etwas wie Kapläne. Um zunächst unter den

Mitarbeitenden und in Gremien einer hierarchischen Wahrnehmung entgegenzuwirken, ist es sinnvoll, den/die Dekan/in aus der pfarramtlichen Rangordnung auszugliedern. Die Funktion als Galionsfigur in der Öffentlichkeit kann sich dann auch langsam auf mehrere Köpfe verteilen.

3. Keine leistungsbezogene Bezahlung

Vorgesetzte fungieren in der evangelischen Kirche als Diener an der Gemeinschaft der Gemeinden. Sie sollten grundsätzlich keine andere Besoldung erhalten als andere Pfarrer/innen.²¹ Zulagen für die besondere Tätigkeit erscheinen mir angemessen - aber nur für die Dauer dieser Tätigkeit.

Eine Änderung des Besoldungssystems in Richtung »leistungs«-bezogener Komponenten halte ich für dem geistlichen Charakter des Pfarrberufs nicht angemessen. Es wäre eine Quelle von Neid und Konflikten unter Kollegen/innen und würde die Standortgespräche belasten. Wenn das Geld noch knapper wird, könnte stattdessen wieder über eine familienbezogene Besoldung nachgedacht werden. Mitte der 80er Jahre wurde so etwas bei den Pfarrern/innen z.A. praktiziert.²² So lange es die immer mehr archaisch wirkende, lebenslange Ordination zum (besonderen) geistlichen Amt gibt, sollte man das Alimentationsprinzip als besoldungsrechtlichen Grundsatz nicht aufgeben. Es wirkt gegenüber der »Ver-Arbeit-ung« der Kirche wie eine Erinnerung an urchristlich-sozialistisches Teilen.

*Dr. Ulrich Schindler-Joppien, Pfarrer
In Nürnberg*

[TOP](#)
